

FÜNFTES KAPITEL: ARBEIT

5.1 Begriffliche Unterscheidungen

Mit dem Kapitel über Arbeit möchte ich die Frage nach der inhaltlichen Füllung des Begriffs des gelungenen Lebens weiterführen. Lassen Sie mich dazu noch einmal auf die Studien von Decy und Ryan zurückkommen. Einer der drei Grundbedürfnisse des Menschen ist ja der nach ‚competence‘ im Sinne von ‚impact‘. Das bedeutet vor allem, dass wir ein Bedürfnis danach haben, dass wir mit dem, was wir können, für andere Menschen wichtig sind. Damit greifen wir in diesem Kapitel das Thema ‚Sinn‘ wieder auf – aber wir kommen von einer anderen Blickrichtung, einer anderen Perspektive. Es geht mir darum, den Begriff der Arbeit zu diskutieren. Ich möchte mich der Frage zuwenden, wie wir über den Menschen nachdenken sollten, insofern er jemand ist, der arbeitet. Wenn Sie sich an die Unterscheidung zwischen dem gelebten Leben eines Menschen und der Einstellung, die ein Mensch zu seinem Leben hat erinnern, dann ist klar, dass das Thema Arbeit von ganz außerordentlicher Wichtigkeit für sehr viele Menschen ist. Zum einen verbringen sehr viele Menschen einen Großteil ihrer Zeit damit zu arbeiten - das ist die Ebene des gelebten Lebens – zum anderen ist eine Antwort auf die Frage, welche Einstellung die Menschen zu ihrer Arbeit haben, von besonderer Bedeutung für eine Antwort auf die Frage danach, ob Menschen ihr Leben als gelungen betrachten: es spielt eine zentrale Rolle, wie sie zu ihrer Arbeit stehen, ob ihnen die Arbeit Spaß macht, etwas bringt oder im Gegenteil die Arbeit ein einziges Hamsterrad oder eine einzige Ödnis ist.

Im Zusammenhang mit meinen Ausführungen zur Herausbildung unserer Identität und in Auseinandersetzung mit dem Begriff der Bastelbiographie habe ich ja bereits darauf hingewiesen, dass einer der Faktoren, die unser Leben unsicher machen, ein ausgesprochen schnelllebigem Arbeitsmarkt ist. Wer heute ausgebildet wird, kann nicht damit rechnen, in ein Unternehmen einzutreten und dort bis zur Rente zu bleiben. Diese Stabilität und Sicherheit gibt es nicht mehr. Lassen Sie mich das mit ein paar Zahlen noch einmal verdeutlichen. Im März 2010 hat der ‚Spiegel‘ im Heft 12/2010 unter der Titelgeschichte ‚Moderne Zeiten – Ausleihen, befristen, kündigen: Die neue Arbeitswelt‘ folgende Daten zusammengetragen, die uns plastisch die Realität des Arbeitslebens in Deutschland vor Augen führen können (vgl. <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-69628965.html>):

- Jeder 11. Arbeitnehmer hat heute einen befristeten Vertrag. Bei einer Neueinstellung ist es jeder 2. Arbeitnehmer
- Weniger als zwei Drittel der Arbeitnehmer haben noch einen sozialversicherten, unbefristeten ‚Normaljob‘

- 1.8 Millionen Menschen haben mindestens zwei Jobs, weil sie von einem allein nicht leben können.
- Jeder 7. Deutsche im erwerbstätigen Alter hat 2007 Sozialleistungen in Anspruch genommen. Vor 15 Jahren waren es jeder Zehnte.
- Ein Fünftel aller Erwerbstätigen sind im Niedriglohnssektor beschäftigt, doppelt soviel wie 1995
- Die Branche, die am meisten boomt, ist die Zeitarbeit. Beim BMW-Werk in Leipzig etwa arbeiten 40% Leiharbeiter, und die Hälfte von ihnen bleibt kürzer als drei Monate. Für 2012 wird mit 1 Mio. Leiharbeitern gerechnet.

Ich möchte mich dem Thema Arbeit nun weder als Soziologe noch als Ökonom nähern. Das bin ich nicht. Unsere Frage in der Vorlesung ist ja die Frage nach dem Begriffsrahmen, innerhalb dessen wir uns als Menschen, die arbeiten oder arbeiten wollen, verstehen können. Auf Fragen und Probleme, die *damit* verbunden sind, möchte ich im Folgenden eingehen – obwohl die Fragen und Probleme natürlich mit unserer konkreten gesellschaftlichen Realität verbunden sind, stärker noch als in allen anderen Kapiteln der Vorlesung. Es kommt mir aber darauf an, Ihnen zu zeigen, welche begrifflichen Probleme mit dem Thema ‚Arbeit‘ verbunden sind, und wie ich diese Probleme angehen und lösen würde.

5.1.1 Lohn- und Erwerbsarbeit

Ein ganz zentrales Problem ist dabei die Schwierigkeit, was überhaupt als Arbeit gelten soll. Erst, wenn dies geklärt ist, kann genauer gefasst werden, was unsere angemessene Haltung der Arbeit gegenüber sein sollte.

Eine zunächst nahe liegende Antwort dabei ist, dass Arbeit gleichgesetzt wird mit Lohn- oder Erwerbsarbeit, d.h. sie eine bestimmte Art und Weise durch Geld vergütete Arbeit darstellt. Diese Antwort ist deshalb nahe liegend, weil sie dem Gebrauch entspricht, in dem das Wort in der gesellschaftlichen und politischen Diskussion angewandt wird. Arbeiten heißt Geld verdienen. Dass die Arbeit ‚auf eine bestimmte Art und Weise‘ vergütet ist, habe ich hinzugefügt, weil die Art und Weise der Vergütung bereits auf Differenzierungen in der Tätigkeit hinweist. Menschen bekommen z.B. einen Lohn oder ein Gehalt, ein Honorar oder eine Vergütung. Auf dies möchte ich nicht weiter eingehen, sondern alle diese verschieden vergüteten Tätigkeiten begrifflich unter den Begriff der Lohnarbeit fassen.

Wer diesen Begriff von Arbeit als Lohnarbeit zu Grunde legt, schließt zugleich viele menschliche Tätigkeiten aus dem Begriff der Arbeit aus: Hausfrauen beispielsweise arbeiten

demnach nicht, Studenten arbeiten nicht - es sei denn, sie haben einen Job. Damit meint man meistens eine Tätigkeit, die, anders als ein Beruf, keine Ausbildung erfordert, und die man macht, um Geld zu verdienen; der Sache nach ist ein Job meistens aber nicht mit Studium der Studenten verbunden. Auch wer ehrenamtlich tätig ist, arbeitet demnach nicht.

Wir gebrauchen also das Wort Arbeit sehr oft in einem Sinn, in dem Arbeit mit Erwerbsarbeit gleichgesetzt wird. Wir wollen in folgendem diesen Begriff der Arbeit, also Arbeit als Tätigkeit zum Gelderwerb, als Arbeit im engen Sinn bezeichnen. Dieser enge Gebrauch des Begriffs der Arbeit, darauf hatte ich hingewiesen, birgt aber ein Problem: Weil Arbeit Erwerbsarbeit ist, d.h. weil Arbeit der Sache nach so ist, dass man Geld dafür bekommt, arbeitet weder die Studentin oder der Student, noch die Hausfrau, noch die- oder derjenige, der sich ehrenamtlich engagiert. Ich werde diese und ähnliche Tätigkeiten im Folgenden als Arbeit im weiten Sinn bezeichnen und werde dafür argumentieren, dass auch diese Tätigkeiten unter den Begriff der Arbeit fallen. An dieser Stelle erst einmal nur so viel: Sie wissen, dass es beispielsweise eine Diskussion gibt, die Arbeit einer Hausfrau aufzuwerten. Diese Debatte wird meistens so geführt, dass die Hausfrau für das, was sie tut, bezahlt werden soll. Ihre Arbeit im weiteren Sinn soll auf die Stufe der Arbeit im engeren Sinn, die Lohnarbeit, gehoben werden. Eine ähnliche Diskussion müsste man auch in Bezug auf das, was Sie tun, führen. Im engen Sinn arbeiten Sie nicht, aber natürlich im weiteren Sinn. Anstatt jetzt auch noch Studienbeiträge zahlen zu müssen, wäre es sinnvoll und außerordentlich wünschenswert, dass Sie für die Arbeit, die Sie hier leisten, entlohnt werden.

Lassen Sie mich noch darauf hinweisen, dass es eine gegenüber der Engführung des Arbeitsbegriffs auf die Lohnarbeit ganz gegenläufige Tendenz gibt. Sie lässt sich ebenso an der Sprache festmachen und weitet den Begriff der Arbeit so aus, dass selbst Tätigkeiten, die mit Arbeit im weiten Sinn kaum noch etwas gemeinsam haben, Arbeit genannt werden. Denken Sie z.B. an Begriffe wie Traumarbeit, Trauerarbeit oder Beziehungsarbeit. Wer in seiner Freizeit gerne Sport macht, kann davon sprechen, dass er Muskelaufbauarbeit geleistet hat; Maschinen arbeiten und Holz kann noch arbeiten.

Hinter dieser zunehmenden Expansion des Begriffs der Arbeit steht wahrscheinlich, dass zu arbeiten in unserer Gesellschaft etwas überaus positiv Sanktioniertes ist. Jemand, der arbeitet, wird gesellschaftlich anerkannt und in seinem Selbstachtungs- und Selbstwertgefühl gestärkt. Geld zu verdienen für das, was man tut, ist ein wesentliches Symbol gesellschaftlicher Anerkennung. Jemand, der Traumarbeit, Trauerarbeit und Beziehungsarbeit leistet, der tut etwas, das mühevoll ist - oder zumindest sein kann; aber, so könnte man vermuten, er vergeudet damit nicht seine Zeit. Statt zu sagen, dass jemand viel Zeit damit verbringt, nach seiner eigenen Identität zu fragen - eine Tätigkeit, die in unserer Gesellschaft normalerweise nicht besonders

positiv erachtet wird - leistet er Traumarbeit. Immerhin arbeitet er! Statt zu sagen, dass eine enge Beziehung in einer heftigen Krise ist und man deswegen ziemlich mit der Beziehung beschäftigt ist und für andere Dinge kaum Zeit hat (so etwas darf in unserer Gesellschaft im Leben natürlich nicht vorkommen, man kann dann nämlich nicht mehr funktionieren!), sagt man einfach, dass man momentan Beziehungsarbeit leistet - und ein Teil des Problems ist aus dem Weg, denn wer wird einem schon ernsthaft Vorwürfe machen, wenn man sein Leben damit verbringt, viel zu arbeiten - und sei es an einer Beziehung.

Ich muss nun ein Argument dafür bringen, dass wir den Begriff der Arbeit über den Begriff der Lohnarbeit hinaus ausweiten wollen, so dass er auch die Tätigkeiten umfasst, die eine Hausfrau oder ein Student ausführt. Denn: Was wehrt sich in uns intuitiv, wenn ich sage, dass Hausfrauen und Studenten nicht arbeiten (ich übrigens auch nicht, um mich da mit Ihnen zu solidarisieren; ich beziehe kein Gehalt, und selbst dann, wenn ich ab heute beschließen würde, das Leben eines Tunichtguts zu führen, müsste ich mir als Jesuit um das, was ich zum Leben brauche, keine Sorgen zu machen - der Orden versorgt mich bis zu meinem Tod)? Es wehrt sich, denke ich, vor allem folgendes: Das, was für die Arbeit charakteristisch zu sein scheint, ist nicht ausschließlich der Lohn, den wir für die Arbeit bekommen. Zwei weitere Dinge sind ebenso wesentlich. Erstens die Tatsache, dass das, was wir tun, mit Mühe und Anstrengung verbunden ist- Zweitens: Dass wir ein und dieselbe Sache tagaus tagein tun. Wenn wir diese beiden Aspekte der Arbeit betonen, dann ist ganz deutlich, dass Hausfrauen und Studenten ebenso arbeiten wie Büroangestellte, Manager, Musiker oder Arbeiter am Fließband.

Ich möchte auf diese beiden Punkte genauer eingehen, zuerst auf den Aspekt der Mühe, dann auf den Aspekt des ‚Immer-dasselbe-tuns‘. Beide Punkte, das möchte ich betonen, beziehen sich auf einen Begriff der Arbeit, der weiter ist als der Begriff der reinen Lohnarbeit, aber den Begriff der Lohnarbeit natürlich in sich umfasst.

5.2 Mühe

Dass der Aspekt der Mühe tatsächlich eng mit dem Arbeitsbegriff verbunden ist, zeigt die Etymologie des Wortes, die sehr alt ist. Der Begriff der Arbeit hängt wahrscheinlich zusammen mit der neolithischen Wende, d.h. die Zeit ungefähr zwischen 11.000 und 6000 vor Christus. Vor der neolithischen Wende war der Mensch Jäger und Sammlerin. Er hat mit Jagen und Sammeln sein Überleben garantiert. Mit der neolithischen Wende hat der Mensch begonnen, Acker- und Viehzucht zu betreiben. Das bedeutet, er fing an, seine Umwelt zu gestalten und zu verändern und die Produktivität der Natur durch seine Tätigkeiten zu steigern. In diesem Prozess der Umgestaltung der Welt zu unserer eigenen Lebensgestaltung stehen wir heute immer noch und dafür spielt die Arbeit eine wichtige Rolle. Das Wort ‚Arbeit‘ geht auf das lateinische

‚avrum‘ zurück; ‚avrum‘ bedeutet gepflügter Acker. Sie sehen, dass der Begriff der Arbeit verbunden ist mit dem Fortschreiten vom Mensch als Sammler und Jäger zum Ackerbauer und Viehzüchter.

5.2.1 Sprachliche Unterscheidungen

Die meisten Sprachen haben zwei Begriffe für Arbeit und einer dieser Begriffe bezeichnet das Mühsame der Tätigkeit, d.h. die harte Anstrengung. Auf die Etymologie von Arbeit und die Verbindung mit dem Pflügen eines Ackers - eine mühevoll Tätigkeit - habe ich Sie bereits hingewiesen, aber es gibt viele andere Beispiele. Das Französische ‚travail‘ kommt vom Lateinischen ‚tripalus‘, dem Dreipfahl, und der Dreipfahl ist eine Vorrichtung zur Bändigung von Pferden, die schwer zu beschlagen sind. ‚tripalare‘ bedeutet dann auch quälen, denn die Pferde werden gequält, wenn sie in den Dreipfahl müssen. Im Russischen haben Sie das Wort ‚rabota‘ für ‚Arbeit‘, und dieses Wort leitet sich ab von der Wurzel ‚rab‘, die ‚Sklave‘ bedeutet.

Neben diesem Aspekt der Arbeit als Mühe, Last, Qual oder auch Not steht ein anderer Begriff: der Begriff des Werkes, des Schaffens, der Leistung. Ganz deutlich werden diese beiden Aspekte im Englischen, wo wir zwischen ‚labour‘ und ‚work‘ unterscheiden. ‚Labour‘ kommt von ‚laborator‘ und damit sind diejenigen, die hart und mühevoll arbeiten müssen, gemeint; ‚work‘ ist die positive Leistung, das ‚Werk‘, das mit dem Wort ‚work‘ verwandt ist, die jemand erzielt hat. Im Griechischen unterscheidet man zwischen *poiein* und *ergazesthai*. *Ponos*, von *poiein* abgeleitet, bedeutet Mühe, Qual, Last, *ergon*, von *ergazesthai* abgeleitet, bedeutet Leistung, Werk, Aufgabe. Wir werden auf diesen zweiten Aspekt der Arbeit, - die Leistung, das Werk, die Aufgabe -, später noch zurückkommen, aber schon im Kapitel über den Sinn des Lebens haben wir darüber nachgedacht. Hier erst einmal soll es uns um den Aspekt der Mühe gehen, und es sollte uns zu denken geben, dass die Arbeit, die bezeichnender Weise etymologisch mit Mühe, Qual, Sklaventum verbunden ist, für viele Menschen so wichtig zu sein scheint, dass man in eine Krise gerät, wenn man arbeitslos wird.

5.2.2 Der Begriff der Lohnarbeit und ihr Ursprung in der neolithischen Wende

Bevor ich mich dem zweiten Aspekt, dem Immer-wieder-dasselbe-tun zuwende, möchte ich auf die schon angesprochene neolithische Wende bzw. die neolithische Revolution eingehen, weil sie was für das, was ich darstellen möchte, von Bedeutung ist. Ich stütze mich dabei vor allem auf die neusten angelsächsischen Entwicklungen in der Archäologie, insbesondere auf Steven Mithens zusammenfassender Studie „After the Ice“. Durch diesen Ausflug in unsere Stammesgeschichte als *homo sapiens* wird Ihnen bald deutlich werden, worauf ich hinaus will.

Man könnte es prägnant so formulieren: Die Art und Weise, wie wir über die neolithische Wende von Jäger und Sammlerinnen hin zu Ackerbauern und Viehzüchterinnen denken, sagt sehr viel über unsere jetzige Auffassung von Arbeit aus.

Lassen Sie mich zunächst bei unseren Anfängen als Menschen ansetzen. Sie wissen sicherlich, dass es in der Vergangenheit verschiedene Arten der Gattung Mensch – homo-, gab. Uns Menschen gibt es seit 2 oder 3 Millionen Jahren, und man hat aus dieser Zeit genauer drei Arten von uns ausfindig machen können: Den *homo rudolfensis* bei Kenia, den *homo habilis*, für den bereits Werkzeugherstellung nachweisbar ist und den *homo ergaster*, der vielleicht ein Nachkomme vom *homo rudolfensis* und dem *homo habilis* ist. Vor 1,5 bis 2 Millionen Jahren entwickelte sich daraus der *homo erectus*, der Afrika verließ und sich in Asien und Europa ausbreitet. Um 800.000 lässt sich noch eine besonders groß gebaute Menschenart nachweisen, den *homo heidelbergensis*. Es ist umstritten, ob er, wie die europäischen Forscher meinen, eine Unterart des *homo erectus* ist, oder ob er eine eigene Art ist, wie die Amerikanische Forschung annimmt. Aus dem *homo erectus* und dem *homo heidelbergensis* entwickelt sich jedenfalls sowohl der *homo neanderthalensis*, der Neanderthaler in Europa, als auch der *homo sapiens*. Manche Forscher nehmen an, dass es eine Zeit gab, in der alle vier Menscharten gemeinsam gelebt haben. Überlebt haben aber nur wir, also die Art des *homo sapiens*. Unumstritten ist, dass der Neanderthaler und der *homo sapiens* zusammen in Europa gelebt haben. Aber es gibt einen heftigen Streit darüber, ob sich die Neanderthaler mit dem *homo sapiens* vermischen konnte und warum genau der Neanderthaler ausgestorben ist und wir nun als *homo sapiens* allein die Erde bevölkern – all diese Fragen lassen sich anhand der spärlichen Funde, auf die wir zurückgreifen können, kaum abschließend klären.

Uns Menschen als Mitglieder der Gattung *homo sapiens* gibt es also seit rund 120.000 oder 130.000 Jahren - ganz gesichert sind diese Zahlen in der Forschung nicht; es gibt auch Forscher, die davon ausgehen, der *homo sapiens* sei 300.000 Jahre alt. Die meisten Paläanthropologen nehmen an, dass sich der *homo sapiens* ursprünglich in Afrika entwickelt hat und von Afrika aus dann auf andere Kontinente, vor allem nach Asien und Europa gelangt ist. Man nennt das die Out-of-Africa-Hypothese in der Paläanthropologie. Diese These wird auch von vielen Biologen und Sprachwissenschaftlern geteilt. Die ältesten Funde des *homo sapiens* stammen aus Afrika. Eine andere Vermutung ist, den Ursprung des *homo sapiens* in Asien anzunehmen.

Die neolithische Wende betrifft eine Zeit, in der die Welt bereits vom *homo sapiens* bevölkert war und es keine anderen Menschenart neben ihm gab. Wenn wir mit dem Ausdruck ‚neolithische Wende‘ oder ‚neolithische Revolution‘ den Übergang von der Jäger- und Sammlerinnen-Kultur zur Ackerbau- und Viehzuchtgesellschaft meinen, dann lässt sich die

neolithische Wende nicht eindeutig datieren, weil dieser Übergang an unterschiedlichen Orten zu unterschiedlichen Zeiten vollzogen wurde. Aber irgendwann zwischen 11.000 und 6000 vor unserer Zeitrechnung fand der Umbruch statt und auf jeden Fall in der ausgehenden Steinzeit, d.h. in der Zeit, in der die Menschen Werkzeuge aus Stein herstellten und es Metallverarbeitung noch nicht gab. Am Frühesten ist der Übergang im Nahen Osten nachweisbar, aber ganz offensichtlich unabhängig davon gibt es gleiche Entwicklungen in Südchina, Mittelamerika und an anderen Orten. Die Menschen, die sich bisher durch Jagen und Sammeln ernährt haben und die nicht oder nur sehr selten an einem festen Ort ihr ganzes Leben lang sesshaft waren, leben nun in Dörfern zusammen und ernähren sich durch Ackerbau und Viehzucht.

Worauf es mir ankommt in nun Folgendes: Die traditionelle Interpretation dieses Schritts in der Entwicklung der Menschheitsgeschichte, die stark von John Lubbock und dessen 1865 erschienen Buch ‚Prehistoric Times‘ geprägt ist, lautet wie folgt: Als Jäger und Sammler waren die Menschen unzivilisiert und wild. Lubbock schreibt, sie lebten das Leben von Wilden, ein Jäger und Sammler sei ‚a slave to his own wants, his own passion‘, moralisch defizitär, ungebildet und ohne Kultur. Dann beginnt das Erwachen der Zivilisation und der Moral, die Menschheit begibt sich auf den richtigen Weg und macht sich die Erde Untertan - unsere moderne Zivilisation beginnt damit, dass wir aufgehört haben, das Leben von Wilden zu führen, unsere Vernunft und unser Wissen betätigten und anfangen, die Umwelt zu gestalten – d.h. auf unsere Wünsche und Bedürfnisse hin zu verändern. Prägend für eine solche Sicht der Dinge ist auch der Ausdruck ‚neolithische Revolution‘ des australischen Archäologen Vere Gordon Childe. Childe war Marxist und hat den Begriff 1936 analog zum Begriff der industriellen Revolution gebildet. Hier beginnt es, dass der Mensch durch Arbeit zu sich selbst kommt und eigentlich Mensch wird. Es gibt einen interessanten Aufsatz von Engels, dessen Titel schon Programm ist: ‚Der Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen‘. Durch die Arbeit, - konkret: Durch Ackerbau und Viehzucht -, wird der Mensch erst wirklich zum Menschen und unterscheidet sich dadurch vom Tier. Denn Tiere ernähren sich genauso wie Jäger und Sammlerinnen: Vom Jagen und vom der Nahrung, die sie gerade auf ihrem Weg finden.

Nun, man kann Lubbock, Childe und Engels nicht vorwerfen, dass sie zu derartigen Urteilen über die Jäger und Sammlerinnen kamen - schließlich fehlten ihm sämtliche wichtigen Methoden, die man heute in der Archäologie benutzt, um etwas über diese Menschengruppe im Erfahrung zu bringen. Die Art und Weise, wie sie die neolithische Wende charakterisieren sagt alles über *sie* und *ihre* Zeit, aber nichts über die neolithische Wende aus. Der schon zitierte Steven Mithen führt jedenfalls aus, dass eine solche Sicht auf die Jäger und Sammler, aber auch auf die Ackerbauer und Viehzüchter ‚entirely wrong‘ (506) sei - völlig falsch, und diese These von Mithen ist nicht revolutionär, sondern wird heute von vielen Archäologen geteilt.

Was Mithen und anderen Autoren zufolge nämlich vielmehr in der neolithischen Wende stattgefunden hat, könnte man zugegebenermaßen etwas pointiert als den Übergang der Menschheit von der Faulheit zur Dummheit charakterisieren. Ich möchte das erläutern: Um als Jäger und Sammlerin überleben zu können, müssen die Menschen außerordentlich lernfähig sein und über ein enormes Wissen verfügen. Die Fülle des Wissens eines Jägers und Sammlers lässt sich durchaus mit dem eines heutigen wissenschaftlichen Biologen vergleichen. Um überleben zu können, muss ein Jäger und eine Sammlerin bei der Knappheit von Naturprodukten vieles genau wissen: Nicht nur, was essbar ist und was nicht, was wann gepflückt werden kann oder reif ist und was nicht, sondern auch, wo, wann und wie bestimmte Tiere und Pflanzen zu finden sind.

Durch vor allem zwei verschiedene Forschungsmethoden ist die Archäologie zu solchen Ergebnissen gekommen: Zum einen lässt sich dank moderner Technik, - vor allem der DNA-Analyse von Blütenpollen - zeigen, was wo wann gewachsen ist und auch gegessen wurde (z.B. hat man bei Toten Pflanzen als Grabbeilagen finden können und die DNA dieser Pflanzen untersucht). Ebenso wichtig sind die Ergebnisse der Ethnologie, vor allem Forschungen bei den Eskimos, den Ureinwohnern Australiens, den Nharo-Buschmännern in Namibia und sibirischen Völkern - also bei Völkern, die jetzt noch größtenteils als Jäger und Sammlerinnen leben. Hier zeigt sich, dass diese nur überleben können, wenn Sie über ein ungeheures Wissen über die sie umgebende Landschaft verfügen. Lewis Binford, ein bedeutender amerikanischer Archäologe und der Begründer der so genannten New Archaeology, hat u. a. Untersuchungen bei den Ureinwohnern Australiens durchgeführt. Dort lebten die Gruppen von Jägern und Sammlerinnen (ungefähr 30-40 Personen jeweils) auf einem Territorium von 22.000 km² - also einem Territorium, das ein Drittel der Größe Bayerns ausmacht (und so groß wie Hessen ist). Binford führt aus, dass die Jäger- und Sammlerinnengruppen auf diesem Territorium die Werkzeuge, die sie nicht mit herum tragen wollten, versteckt haben. Er hat Inventarlisten dieser Werkzeugverstecke erstellt. Nun fragt er die Mitglieder zweier Gruppen von Jäger und Sammlerinnen, deren Territorium sich überschneidet, nach deren Lage. Zitat: „Fast jedes Stammesmitglied kannte die genaue Liste der versteckten Geräte auswendig, obwohl die betreffenden Verstecke über ein Gebiet von annähernd einer Viertelmillion Quadratkilometer verstreut waren“ (219f.). Um folglich als Jäger und Sammlerin überleben zu können, muss man die Landschaft sehr genau kennen und zudem wissen, wo es etwas zu essen gibt, selbst wenn man dort überhaupt noch nicht gewesen ist. Forschungen unter Eskimos haben gezeigt, dass sie ein riesiges Gebiet nur einmal in 40 oder 50 Jahren durchwandern. Sie kommen zum Ausgangspunkt der Wanderung erst deshalb nach so langer Zeit wieder zurück, weil bis dahin alle Pflanzen nachgewachsen sind, von denen sie gegessen hatten.

Warum es einen Wechsel - der sich insgesamt über 5000 Jahre vollzog! - geben hat und der Mensch aufgehört hat, als Jäger und Sammler zu leben, ist nicht klar. Man hat gemeint, dass Menschen dann, wenn sie genug zu essen haben, aufhören umherzuziehen und es bevorzugen, sich häuslich einzurichten. Ethnologische Studien haben aber gezeigt, dass dieser Grund ziemlich unwahrscheinlich ist. Wenn Nomaden wissen, wo es viel Nahrung gibt, dann sind sie vielmehr freier, umherzuziehen und risikolos die Gegend zu erkunden. Sie können sich von der Nahrungsquelle entfernen, neue Informationen über die Gegend sammeln, und einfach zurückkehren, wenn sie nicht genug zu essen und zu trinken finden. Gute Nahrungsquellen zu finden macht also das Wandern erst überhaupt möglich.

Binford dagegen ist der Auffassung, die Bevölkerungszunahme aufgrund eines günstigen Klimas habe verhindert, weiter als Jäger und Sammlerinnen zu leben, d.h. die Lösung für die zentrale Frage des Menschen „Woher kriegt man genug zu essen?“ im Wanderleben zu suchen. Anders: Es gab einfach nicht genug Nahrung für die wachsende Bevölkerung. Das Beispiel der Eskimos macht das deutlich: Stellen Sie sich vor, die Eskimo-Gruppe wächst so stark, dass sie sich aufteilen muss. Nun kann es sein, dass an einem bestimmten Ort, an dem die Pflanzen eigentlich 40 Jahre brauchen um nachzuwachsen, bereits nach 20 Jahren eine der beiden Gruppen ankommt. Damit gibt es nicht mehr genug Nahrung für alle. Man sucht andere Wege und beginnt, Pflanzen systematisch anzubauen. Andere Forscher haben für eine Erklärung des Umbruchs vorgeschlagen, dass der Klimawandel zu Beginn der Warmzeit vor rund 11.500 Jahren zu einem überreichen Nahrungsangebot im Sommer und einem knappen Nahrungsangebot im Winter geführt hat. Das Sammeln eines Vorrats für die Trockenzeit im Sommer lag nahe und wurde offensichtlich schon sehr bald praktiziert. Da es eine ungekannte Sicherheit der Ernährung bot, wurde Getreide schon sehr bald außerhalb seines natürlichen Verbreitungsgebiets angebaut.

Der so genannte Übergang zur Zivilisation, aus dem bezeichnenderweise das Wort für Arbeit zu kommen scheint, geht nun mit einem enormen Wissensverlust einher. Das Wissen und die Weitergabe von Wissen war einfach nicht mehr notwendig um zu überleben. Um ein Ackerbauer und Viehzüchter zu sein, der davon sich und auch andere, z.B. die Kinder, das Jahr über ernähren kann, musste man vor allem sehr viel und sehr hart arbeiten. Weder Nachdenken noch Wissen war zentral wie noch bei Jägern und Sammlern, sondern man musste fleißig sein und sehr viel Zeit seines Lebens damit verbringen, für den Lebensunterhalt zu arbeiten.

Wenn man die neolithische Wende auf diese Art und Weise betrachtet, dann gibt es keinen Grund, diesen Schritt in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit sonderlich zu begrüßen. Vollends unplausibel wird die abwertende Sicht der Jäger und Sammlerinnen-Kultur, wenn Sie sich vor Augen halten, welche großen Kunstwerke diese Kultur hervorbringen konnte:

Wer von Ihnen schon einmal die Bilder in der Höhle von Lascaux in Südfrankreich gesehen hat und die Wandmalereien dort bewundern konnte (die Höhle selbst ist leider für die Öffentlichkeit nicht zugänglich, aber im Internet gibt es hervorragende Dokumentationen), die ungefähr 14.000 vor unserer Zeitrechnung entstanden sind oder die noch älteren, wohl um 30.000 v. Chr. entstandenen Bilder in der Höhle in Chauvet-Pont-d´Arc - ebenfalls in Südfrankreich - gesehen hat, der kann gar keinen Zweifel daran haben, dass diese Malereien Zeichen von Kreativität, Kultur und Zivilisation sind (Paul Melars von der Universität Cambridge hat sie jüngst sogar auf 36.000 Jahre geschätzt). Die Vorstellung, dass erst mit der neolithischen Wende ein Schritt zur Kultur und Zivilisation vollzogen wird, ist gänzlich unplausibel.

Dass der Übergang von der Jäger- und Sammlerinnen-Kultur zu den Ackerbauern und Viehzüchtern von manchen eher als ein Rückschritt in der Entwicklung der Menschheit gesehen worden ist, kann sich vielleicht auch am Mythos von Adam und Evas Vertreibung aus dem Paradies zeigen. Adam und Eva werden aus dem Paradies als Jäger und Sammlerinnen vertrieben, aus einem Leben in Wissen um die Natur. Gott sagt zu Adam: „Verflucht sei der Erdboden um deinetwillen. Unter Mühsal sollst du dich von ihm ernähren alle Tage deines Lebens [...] Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du zum Erdboden zurückkehrst, von dem du genommen bist“ (Gen. 3.17-19). Für die Richtigkeit dieser Deutung der Vertreibung aus dem Paradies möchte ich nicht meine Hand ins Feuer legen, aber klar ist doch, dass hier bereits davon ausgegangen wird, dass der Acker mit Mühe bearbeitet wird, und dass sich der Mensch früher ohne Mühe ernähren konnte. Die Deutung setzt voraus, dass sich in der Ackerbau- und Viehzucht-Kultur noch ein Wissen um einen früheren Zustand als Jäger und Sammlerinnen erhalten hat, und das ist natürlich reine Spekulation.

Sozialgeschichtlich betrachtet beginnen mit der neolithischen Revolution erhebliche Probleme, das ist unbestritten. Ausgrabungen beispielsweise bei Jericho haben gezeigt, dass dort, wo eine Gesellschaft nicht mehr aus Jägern und Sammlern, sondern aus Ackerbauern und Viehzüchtern besteht, Besitz und Eigentum auf einmal wichtig wird (das gab es früher noch gar nicht). Dieser muss sodann geschützt werden und Mauern werden errichtet. Raub wird attraktiv. Kriegerische Auseinandersetzungen in größerem Stil sind erst für diese Zeit belegt, denn man kann sich räumlich nicht mehr einfach ausweichen. Die Gesellschaft spaltet sich in arm und reich, besitzende und nicht besitzende Menschen; die Frage, welcher Grund und Boden jemandem gehört - ob der Boden besonders fruchtbar ist oder nicht -, wird für die Frage nach dem Besitz und dem Reichtum entscheidend. Viele der Probleme, vor denen die Menschheit heute steht, haben ihre Wurzeln im Übergang von unserer Kultur als Jäger und Sammlerinnen zu den Ackerbauern und Viehzüchtern.

Natürlich gab es auch Vorteile des Ackerbaus und der Viehzucht: Das Leben wurde in Bezug auf den Erwerb der Nahrung sicherer. Diese Sicherheit gibt es im Leben von Jägern und Sammlerinnen nur durch gute Entscheidungen, wohin zu ziehen ist - Entscheidungen, die nur möglich waren, wenn man sehr gut informiert war und auch wusste, was sich auf dem riesigen Territorium abspielt, auf dem man gerade nicht ist. Man pflanzte mehr an, als man brauchte und hatte für die Wintermonate genug. Die Bevölkerung konnte in viel größerem Umfang wachsen, denn es gab nicht nur genügend Nahrung, sondern auch ausreichend Zeit für die Frauen, sich um mehrere Kinder zu kümmern. Archäologen nehmen an, dass zuvor eine Frau immer nur ein Kind im Alter bis 3 Jahren mitnehmen konnte, um weiter Sammeln zu können.

Ich habe Ihnen diese Dinge nicht vorgetragen, um dafür zu plädieren, dass wir schauen müssen, wie wir zurück zu den Jägern und Sammlerinnen kommen. Ich habe Ihnen diese Aspekte vorgetragen, weil an der Deutung und Bewertung des Übergangs von der Jäger- und Sammlerinnen-Kultur zum Ackerbau und Viehzucht deutlich wird, wie wir selbst über unsere eigene Kultur, und insbesondere über die Arbeit denken. Dass die Jäger und Sammlerinnen über wesentlich mehr Wissen über die Umwelt verfügten als die Ackerbauer und Viehzüchter und zudem Kulturschätze erschafften, wird von denen, die von einer ‚neolithischen Revolution‘ sprechen, nicht wirklich zur Kenntnis genommen. Ich denke, dies hat einen ideologischen Grund, der mit der Hochschätzung von mühsamer und entfremdeter Arbeit in unserer Gesellschaft zu tun hat. Und an einer derartigen Sicht haben natürlich besonders diejenigen ein Interesse, die davon leben, das andere mühsame und entfremdete Arbeit für sie ausführen. Soviel zum Aspekt der Mühe, der mit der Arbeit verbunden ist.

5.3 Immer-wieder-dasselbe-tun

Ein zweiter Aspekt der Arbeit (im engen und im weiten Sinn) neben der Mühe ist die Tatsache, dass Arbeit wesentlich darin besteht, ein und dieselbe Tätigkeit, selbst wenn sie komplex ist und verschiedene Teiltätigkeiten umfasst, immer wieder auszuüben. Der Berufsmusiker unterscheidet sich vom Laien dadurch, dass er Stunden des Tages darauf anwendet, sein Instrument oder seine Stimme zu üben. Eine ehrenamtliche Arbeit unterscheidet sich von einem ehrenamtlichen Engagement dadurch, dass sie regelmäßig stattfindet und man immer wieder dasselbe tut. Wenn man sich ehrenamtlich engagiert muss das nicht so sein.

Der Aspekt des ‚Immer-wieder-dasselbe-tun‘ trifft auch auf Sie als Studierende zu. Sie als Studierende müssen (oder sollten vielleicht oder wollen, aber können nicht) einen nicht unerheblichen Teil ihrer Lebenszeit damit verbringen, sich anzuhören, was andere Leute sagen, Bücher zu lesen oder selbst zu formulieren versuchen. Wenn wir Menschen uns anschauen, wie wir unser Leben verbringen, was wir konkret tun, dann spielt dieser Aspekt des Immer-wieder-

das-Gleiche-tun eine erhebliche Rolle. Zur Arbeit wird dieses Wiederholen dadurch, dass wir nicht einfach grundsätzlich damit aufhören können, wenn wir keine Lust mehr haben. Auch ein kleines Kind, das wissen Sie, kann Stunden des Tages damit verbringen, vor sich hin zu spielen, aber es ist eben völlig frei damit aufzuhören, sobald die Sache uninteressant wird. Wenn wir Arbeiten, dann sind wir meistens nicht frei, grundsätzlich damit aufzuhören. Wir sind zwar so privilegiert, dass wir eine Pause machen können, wenn wir wollen, und ich bin beispielsweise so privilegiert, dass ich dieses Semester nur wenige Stunden gezwungen bin, mich zu einem bestimmten Zeitpunkt zu einem bestimmten Ort zu begeben und dort für einen Zeitraum zu bleiben, um Vorlesungen oder ein Seminar zu halten, und solche Dinge sind eben für die Arbeit auch charakteristisch -, aber prinzipiell gilt: das Arbeitspensum muss geschafft werden. Selbst dann, wenn die Arbeit abwechslungsreich sein sollte, kann die Arbeit unter dem Aspekt der Wiederholung beschrieben werden, denn selbst dann, wenn Sie immer wieder andere Vorlesungen hören oder neue Bücher und Artikel lesen, führen Sie doch ein und dieselbe Art von Tätigkeit aus: Sie lesen Texte oder Sie besuchen zu einer bestimmten Zeit bestimmte, festgelegte Orte.

5.4 Arbeit (als work) und das gelungene Leben

Ich habe zwei Arbeitsbegriffe von einander unterschieden, den ersten, bei dem die Arbeit identisch ist mit Lohnarbeit, und einen zweiten, der wesentlich breiter ist und auch Tätigkeiten wie das Studium oder die Arbeit einer Hausfrau umfasst. Der Aspekt der Mühe und der Aspekt der Wiederholung derselben Tätigkeit standen dabei im Zentrum. Es ist deutlich, dass in der heutigen politischen Diskussion um die Arbeit vor allem der erste Begriff der Arbeit, der Lohnarbeit, eine Rolle spielt. Dieser politische Begriff von Arbeit als Lohnarbeit ist verbunden mit einer bestimmten Vorstellung von dem, was das gelungene Leben ausmacht. Es ist offenbar so, dass es für viele Menschen zu einem erfüllten und gelungenen Leben dazugehört, nicht nur im zweiten Sinn zu arbeiten, sondern eine Lohnarbeit zu haben. Sie wissen um die Probleme der Arbeitslosen, dass nicht allein Tatsache, dass sie keine Lohnarbeit haben, ihr Leben so schwer macht, weil sie in ernsthafte finanzielle Schwierigkeiten kommen, sondern auch die Tatsache, dass sie ihr Leben sinnentleert finden, dass sie sich ihrer Arbeitslosigkeit schämen, dass sie nichts mit sich anzufangen wissen.

In Krisenphasen der Wirtschaft, in der Arbeit knapp werden kann, besteht in dieser positiven Wertung der Lohnarbeit eine ernsthafte Schwierigkeit und Herausforderung. Hannah Arendt hat bereits 1958 in ihrem Buch ‚The Human Condition‘ (dt. Vita activa) sehr voraussehend geschrieben: „Was uns bevorsteht, ist die Aussicht auf eine Arbeitsgesellschaft, der die Arbeit ausgegangen ist, also die einzige Tätigkeit, auf die sie sich noch versteht. Was

könnte verhängnisvoller sein? [...] Es ist ja eine Arbeitsgesellschaft, die von den Fesseln der Arbeit befreit werden soll, und diese Gesellschaft kennt kaum oder noch vom Hörensagen die höheren und sinnvolleren Tätigkeiten, um derentwillen die Befreiung sich lohnen würde“ (13).

Es liegt mir völlig fern, einzelne Individuen dafür kritisieren zu wollen, dass sie die Arbeitslosigkeit in ihrem Leben als ein echtes Problem und eine schwere Krise erleben, in der häufig auch noch die Familienmitglieder mit hineingezogen werden; aber es scheint mir doch lohnenswert, einmal genauer darauf zu schauen, ob erstens eine Lohnarbeit zu haben wirklich Teil des gelungenen Leben eines Menschen ausmacht, und dann zweitens darauf zu achten, ob eine Arbeit im weiten Sinne zum gelungenen Leben nicht vielmehr zuträglich ist. Hier werden wir an die zweite grundlegende Bestimmung des Arbeitsbegriffs anknüpfen, nämlich die Arbeit als Werk, Aufgabe und Leistung, denn auf diesen Aspekt bin ich noch gar nicht näher eingegangen. Meine These ist, dass eine Arbeit in diesem Sinn zu haben, integraler Bestandteil des gelungenen Lebens ist. Diese Arbeit kann, muss aber nicht, eine Erwerbsarbeit sein.

5.4.1 Lohnarbeit als Teil des gelungenen Lebens

Die Auffassung, dass eine Lohnarbeit zu haben Teil des gelungenen Lebens des Menschen ausmacht, ist eine weit verbreitete Annahme. Wenn sie wahr wäre, wäre eine wirtschaftliche Krisensituation tatsächlich fatal. Glücklicherweise leben wir ja zur Zeit ja in einer wirtschaftlichen Phase, in dem viele Menschen einer Erwerbsarbeit haben (aber denken Sie noch einmal an den Anfang des Kapitels, aus dem deutlich wird, dass diese Erwerbsarbeit für den Einzelnen eben keine Stabilität und Sicherheit bedeutet), aber solche Phasen können sich natürlich schnell wieder ändern. Das hängt zum einen mit der Möglichkeit zusammen, dass sich die weltwirtschaftliche Situation so verschlechtert, dass es auch zu Problemen auf dem Arbeitsmarkt in unserem Land kommt, zu anderen mit der zunehmenden Rationalisierung. Zwei kleine Beispiele, die zeigen, wie viel sich gerade in den letzten 20 Jahren getan hat: 1986 verschweißten im Rohbau I des Wolfsburger VW-Werkes noch 300 Arbeiter einen Polo, zwölf Jahre später, 1998, waren es nur noch 26 - den Rest besorgen Roboter. Gleichzeitig stieg die Produktivität um 100%. 1975 brauchte man noch 8 Arbeitsstunden, um einen Fernseher herzustellen, 1979 waren es nur noch 4, heute ist es weniger als eine Stunde.

Dass in den letzten 20 Jahren ein Großteil von Arbeitsplätzen wegrationalisiert worden ist, ist dabei der Sache nach eigentlich nur zu begrüßen. Wenn ein Roboter in einem Fertigungsprozess den Platz eines Menschen einnehmen kann, dann wirft das auch ein Licht auf die Tätigkeit, die ein Mensch vorher ausüben musste, und die Frage ist, ob ein Mensch nicht etwas besseres mit seinem Leben anfangen kann, als Autos zu schweißen. Ich abstrahiere hier völlig von anderen Aspekten, die eine Arbeit in einem VW-Werk auch hat, vor allem den

sozialen Aspekt des Miteinanders. Aber gemeinsam mit anderen Menschen kann man auch etwas machen, wenn man keiner Lohnarbeit nachgeht. Worauf es mir ankommt ist zu sagen, dass die Tatsache allein, dass Lohnarbeit nicht mehr allen Menschen in gleicher Weise zur Verfügung stehen wird, eigentlich nicht sehr viel für die Frage nach dem gelungenen Leben bedeutet oder besser: bedeuten sollte. Arbeiter früherer Generationen hätten uns beneidet um unsere heutigen Möglichkeiten, stumpfsinnige Arbeitsprozesse durch Maschinen ausführen zu lassen. Natürlich müssen diese Menschen finanziell abgesichert werden. Sie müssen mit dem, was sie haben, nicht nur ihren Lebensunterhalt finanzieren können, sondern auch am Gesundheitssystem oder dem kulturellen Leben einer Stadt voll partizipieren können.

Lassen Sie mich hier einen kleinen Exkurs machen über die Frage von Besitz. Es scheint mir ohne Zweifel so zu sein, dass zum guten Leben im Normalfall gehört, dass man frei von finanziellen Sorgen ist. Die sogenannte Glücksforschung, das ist ein Zweig der Wirtschaftswissenschaften, hat herausgefunden, dass es einen großen Sprung gibt zwischen der Erfüllung der Grundbedürfnisse und der Aufstockung der Grundbedürfnisse. Die Zufriedenheit wächst z.B. erheblich, wenn man sich das erste mal ein kleines Auto kauft, aber jeder weitere Autokauf (wobei man sich dann ein teureres und besseres Auto kaufen möchte) steigert das Wohlbefinden nur noch minimal und ist angesichts dieses sehr geringen Anstiegs der Zufriedenheit im Grunde unnötig.

Als ein Argument dafür, dass eine Lohnarbeit zu haben, nicht zu dem gehört, was der Sache nach das gute Leben eines Menschen konstituiert, scheint mir ein Hinweis auf die historische Gebundenheit der Lohnarbeit an eine bestimmte Zeitepoche ausreichend. Bernd Guggenberger, Professor für Politikwissenschaften an der Freien Universität in Berlin, hat einmal für ein „Modell Athen“ plädiert. Damit meint er auch die Wiedereinführung der Sklavengesellschaft in unseren Tagen - nur sind die Sklaven heute keine Menschen mehr, sondern unsere Maschinen. Auch wenn Guggenberger sicherlich etwas naiv in seiner Auffassung ist, da auch heute Gebrauchsgüter von Menschen in anderen Ländern hergestellt werden, die unter Bedingungen arbeiten müssen, die sich kaum einer von uns antun würde, wenn er nicht dazu gezwungen wäre um Lohn zu erwerben: Er erinnert zu Recht an die Tatsache, dass es für das Leben eines freien Mannes in Athen geradezu charakteristisch gewesen ist, keiner Arbeit nachzugehen, die in einem unmittelbaren Zusammenhang zum Erwerb der Dinge, die für das Leben notwendig sind, gestanden haben. Und selbst, wenn man so weit nicht gehen möchte: Der Sozialökonom und Jesuit Oswald von Nell-Breuning hat gemeint, in nicht zu ferner Zukunft würde zur Deckung des gesamten Bedarfs an produzierten Konsumgütern ein Tag in der Woche mehr als ausreichen. Ein Tag Lohnarbeit, sechs Tage frei. Nur, was macht man mit diesen sechs freien Tagen?

5.4.2 Arbeit als Werk, Aufgabe, Leistung

Es war charakteristisch für das antike Athener Modell, das jeder freie Mann nicht nur keiner Arbeit nachging, die in unmittelbarem Zusammenhang für den Erwerb der lebensnotwendigen Dinge stand, sondern einen ganz erheblichen Teil seiner Zeit dem öffentlichen Leben widmete. Ich komme damit zu der These, dass eine Arbeit im weiten Sinn zu haben zu dem gehört, was das gelungene Leben eines Menschen der Sache nach ausmacht. Es ist auffällig, dass im Athener Modell nie gesagt worden ist, ein freier Mann zeichne sich dadurch aus, dass er mit seinem Leben machen könne, was er wolle. Im Gegenteil: Die Frage nach dem guten Leben ist damit verbunden, dass auch der freie Mann einer Tätigkeit nachgeht, die zwar nicht in der Herstellung von irgendwelchen Gütern besteht, aber doch unmittelbar an die Polisgemeinschaft, deren Mitglied er war, eingebunden gewesen ist. Sie wissen wahrscheinlich, dass das Wort ‚Idiot‘ vom griechischen ‚idion‘ herkommt, und ‚idion‘ meint den Bereich des Privaten, des Bereichs im Leben eines Menschen also, in dem er nicht auf die Polisgemeinschaft bezogen ist. Dahinter steht die Vorstellung, dass ein Mensch nur dann ein gelungenes Leben führen kann, wenn er auf die Polisgemeinschaft ausgerichtet ist. Das bedeutet, dass sich der Mensch als Teil einer Gemeinschaft versteht, und zu dieser Gemeinschaft seinen Beitrag leisten möchte.

Hier kommt nun die zweite Bestimmung des Arbeitsbegriffs ins Spiel, auf die ich bisher kaum eingegangen bin: Die Arbeit als Werk, als Aufgabe oder Leistung des Menschen. Eine solche Auffassung ist interessant und bedenkenswert. Das Arbeiten im weiten Sinn gehört tatsächlich zum gelungenen Leben eines Menschen, aber zu arbeiten bedeutet dann nicht, durch seine Tätigkeit seinen Lebensunterhalt zu finanzieren, also einer Lohnarbeit nachzugehen, sondern durch ein Werk, eine Aufgabe, eine Leistung, die auch mit Mühe verbunden ist und in der man auch immer wieder dasselbe tut, seinen Teil für eine Gemeinschaft oder eine Gesellschaft beizutragen. Natürlich *kann* diese Arbeit auch die Form der Lohnarbeit sein - man verdient dann dadurch Geld. Sinnvoll ist das, was man tut, aber nicht in erster Linie dadurch, dass man damit Geld verdient, sondern indem man einer sinnvollen Aufgabe nachgeht. Ob das Leben des Menschen gelungen ist oder nicht, hängt dann auch davon ab, ob er, anders ausgedrückt, in seinem Leben etwas Sinnvolles für eine Gemeinschaft oder eine Gesellschaft beigetragen hat.

Wenn Sie sich noch einmal an den Sinn-Begriff erinnern, den ich im zweiten Kapitel herausgearbeitet habe: Wir haben eine sinnvolle Tätigkeit bezeichnet als eine Tätigkeit, die einerseits subjektiv - also für die Person selbst - anziehend ist, die aber auch objektiv attraktiv ist. Objektiv attraktiv zu sein muss nicht bedeuten, dass wir einen Gottesstandpunkt einnehmen

müssen, um herauszufinden, ob das, was wir tun, tatsächlich gut ist. Deswegen habe ich auch nicht behauptet, die Arbeit müsse objektiv gut sein, sondern nur, sie müsse objektiv attraktiv sein. Es reicht, wenn nicht nur die Person selbst die Tätigkeit attraktiv findet, sondern auch andere Personen von der Wichtigkeit der Tätigkeit überzeugt sind. Objektiv bedeutet in diesem Kontext also: Von einer Gemeinschaft, in der man lebt und von der her man sich versteht, als gut oder wichtig anerkannt.

5.4.2.1 Hanna Arendts Unterscheidung zwischen *labour* und *work*

Es lohnt an dieser Stelle unserer Überlegungen, noch ein wenig genauer auf das schon erwähnte Werk von Hannah Arendt einzugehen. Arendt unterscheidet in *The human condition* zwischen *labour* und *work* (es gibt noch als eine weitere Unterscheidung die Abgrenzung gegenüber ‚action‘, aber die ist für unseren Kontext hier nicht relevant). In der deutschen Übersetzung wird ‚labour‘ mit ‚Arbeit‘ übersetzt. ‚Work‘ wird manchmal mit ‚Werk‘, manchmal mit ‚Herstellung‘ übersetzt - ich hatte Sie ja schon darauf hingewiesen, dass wir im Englischen zwei Arbeitsbegriffe haben, eben *labour* und *work*, und erstes, *labour*, eine ursprünglich eine dem freien Mann nicht würdige Tätigkeit zur Erhaltung seines Lebensunterhaltes meint, zweites, *work*, eine Aufgabe, ein Werk, das einen sinnvollen Beitrag zur Gemeinschaft liefert.

Für das, was ich jetzt betonen möchte, ist es sinnvoll, ‚work‘ mit ‚Herstellung‘ und nicht mit ‚Werk‘ zu übersetzen. Zunächst zum Begriff der Arbeit (*labour*). Arbeit versteht Arendt von unserer biologischen Natur als Lebewesen her. Als Lebewesen sind wir auf einer ganz grundsätzlichen Ebene darauf angewiesen, dass wir zum Überleben bestimmte Dinge brauchen. Nahrung, Kleidung, vielleicht auch ein Dach über dem Kopf. Und alles, was dazu dient, diese Dinge uns zur Verfügung zu stellen, wird bei Arendt ‚Arbeit‘ genannt. „Die Tätigkeit der Arbeit“, so schreibt sie „entspricht dem biologischen Prozess des menschlichen Körpers, der in seinem spontanen Wachstum, Stoffwechsel und Verfall sich von Naturdingen nährt, welche die Arbeit erzeugt und zubereitet, um sie als die Lebensnotwendigkeiten dem lebendigen Organismus zuzuführen. Die Grundbedingung, unter der die Tätigkeit des Arbeitens steht, ist das Leben selbst“ (16). Die Arbeit ist „Präparierung von Gütern für den Konsum“(171).

Von der Arbeit unterscheidet Arendt das Herstellen (*work*) als positiven Gegenbegriff. Arendt gebraucht den Ausdruck ‚Herstellen‘ dabei in einem sehr spezifischen Sinn, der vom Gebrauch in der Umgangssprache abweicht. Deswegen wirkt die Unterscheidung zunächst etwas künstlich, zumal in der deutschen Übersetzung. Sie schreibt: „Im Herstellen (*work*) manifestiert sich das Widernatürliche eines von der Natur abhängigen Wesens [...]. Das Herstellen produziert eine künstliche Welt von Dingen, die sich den Naturdingen nicht einfach zugesellen, sondern sich von ihnen dadurch unterscheiden, dass sie der Natur bis zu einem gewissen Grade

widerstehen und von den lebendigen Prozessen nicht einfach zerrieben werden. [...] Die Grundbedingung, unter der die Tätigkeit des Herstellens steht, ist Weltlichkeit, nämlich die Angewiesenheit menschlicher Existenz auf Gegenständlichkeit und Objektivität”(16).

Arendt meint damit Folgendes: Die von Menschen erbaute Kulturwelt ist die Welt, die hergestellt wird, wobei Arendt besonders den Aspekt der Dauerhaftigkeit betont. Das, was sich nicht sofort wieder verbraucht obwohl es sich abnutzen kann, ist das, was hergestellt wird. Das, was in der Arbeit produziert wird, wird *verbraucht*. Das, was in der Herstellung produziert wird, wird *gebraucht*. Das, was hergestellt wird, hat eine gewisse zeitliche Unabhängigkeit, die uns Menschen Stabilität und Orientierung gibt. Der Hörsaal beispielsweise ist heute dieselbe wie sie gestern war. In einer etwas schwer nachvollziehbaren Weise meint Arendt, diese Welt der Gebrauchsdinge sei die menschliche Heimat des Menschen. Der Mensch findet seine Heimat nicht in der Natur, weil er mit ihr nur den biologischen Aspekt gemeinsam hat. Erst Gebrauchsdinge schaffen zu können, erlaubt dem Menschen überhaupt eine Distanz zur Natur, die ihn umgibt. Arendt verdeutlicht die Unterscheidung zwischen Arbeit und Herstellung an dem Unterschied eines Ackerbauern und einer Hausfrau. Das, was die Hausfrau tut, wenn sie kocht, ist Arbeit. Sie macht etwas, das dem biologischen Überleben des Menschen dient. Beim Ackerbauern ist das in gewisser Hinsicht zwar auch so, er sät und erntet, aber er schafft auch ein Kulturgut, nämlich den Acker, auch wenn, - wie Arendt selbst einschränkt - ein Acker natürlich nie ein Gebrauchsgegenstand sein kann.

In seiner höchsten Form stellt der Mensch Kunstwerke her. Sie sind die „beständigsten und darum die weltlichsten aller Dinge“(202). Sie entstehen aus der Fähigkeit des Menschen, „zu denken und zu sinnieren“(203). Sie sind wichtig dafür, dass der Mensch in der Welt der Dinge, die er schafft, eine Heimat findet, die ihm angemessen ist und die ihn überdauert.

Sicherlich ist manches, was Hannah Arendt schreibt, für unsere Ohren, die wir nicht in den 50-er Jahren des letzten Jahrhunderts leben, fremd, aber die Unterscheidung zweier grundlegend verschiedener Arten von Tätigkeiten zur Produktion, *labour* und *work*, ist wichtig. Ich denke, Ihnen ist aber auch deutlich geworden, dass sich meine Unterscheidung zwischen einem engen Begriff der Arbeit und einem weiten Begriff nicht mit der Unterscheidung zwischen *labour* und *work* decken kann aber nicht decken muss.

5.4.3 Arbeit, Freizeit und Langeweile

Wo stehen wir in unseren Überlegungen zur Arbeit? Zusammengefasst habe ich in einem ersten Schritt dafür argumentiert, dass eine Lohnarbeit zu haben nicht konstitutiv ist für das gelungene Leben. Diese These wäre allerdings missverstanden, wenn man meint, für dieses Ziel dürfe gar keine Form von Arbeit eine Rolle spielen. Aufgefasst als Werk, Leistung oder

Aufgabe, die auch mühsam sein kann und darin besteht, immer wieder dasselbe tun zu müssen, sollte Arbeit in unseren letzten Überlegungen deshalb differenzierter gedacht werden.

Eng mit dem Begriff der Arbeit ist ein anderer Begriff verbunden, den der Freizeit, denn wenn wir heute über Arbeit sprechen, dann sind unsere Überlegungen zur Arbeit oft eingebunden in die begriffliche Differenzierung zwischen Arbeit und Freizeit. Es gibt Soziologen, die meinen, wir leben in einer Freizeitgesellschaft, in der die Menschen immer mehr freie Zeit zur Verfügung haben. Der Begriff der Freizeit ist gebunden an den Begriff der Arbeit und hat sich erst mit der Industrialisierung herausgebildet. Vor der Industrialisierung gab es kein Wochenende, den Jahresurlaub oder eben Freizeit. Freizeit ist damit aber doppelt auf die Arbeit ausgerichtet: Einmal begrifflich, weil der Begriff der Freizeit ohne den der Arbeit - und zwar verstanden als Lohnarbeit -, keinen Sinn macht; zweitens sachlich, weil ein großer Teil der Freizeit darauf verwendet wird, sich von der Arbeit zu erholen, d.h. in einer Gegenwelt zur Arbeit zu leben um für sie wieder Kraft zu schöpfen. Doch noch mehr wird damit zum Problem: Denn wenn die Arbeit als Lohnarbeit nicht mehr verstanden werden kann als etwas, das objektiv attraktiv ist, dann droht die Arbeit sinnlos zu werden. Als Folge müssen wir uns dann in unserer Freizeit einen Ausgleich dazu schaffen und Tätigkeiten ausführen, die uns wieder sinnvoll erscheinen. Unter Umständen kann diese Erwartung aber problematisch werden: Wenn der Jahresurlaub nicht genau das bietet, was ich mir von ihm verspreche, dann gerät leicht das ganze Leben in eine Krise - denn von der Arbeit kann ich keinen Sinn erwarten.

Die Auffassung, dass wir immer mehr Freizeit haben in der wir machen können, was uns gefällt, scheint mir jedoch kein zukunftsträchtiges, sinnstiftendes Modell zum Verständnis unseres Lebens zu sein, wenn zugleich die Arbeitsmöglichkeiten geringer werden. Hier lohnt wieder ein Blick auf die Antike. Die griechische Antike kannte keine „Freizeit“, aber den Begriff der *scholē*-, der mit ‚Muße‘ übersetzt wird – und heute leider einen bildungsbürgerlichen Anstrich hat. Das Wort ‚*scholē*‘ bedeutet ursprünglich zum einen Ruhe, Pause oder eine durch keine zwangvolle Tätigkeit gestörte Zeit. Zum anderen bezeichnet der Begriff dasjenige, womit man inhaltlich diese Zeiten gefüllt hat: Man führt Diskussionen, hört Vorträge, Vorlesungen etc. *Scholē* meint darüber hinaus auch den Ort solcher Diskussionen; das führt dann zu unserem Begriff der Schule. Die Lebensauffassung, die sich hinter diesem Begriff verbirgt, ist ganz offensichtlich dadurch gekennzeichnet, dass es erstens in der *scholē*-, - der Muße -, darauf ankommt, etwas mit anderen zusammen zu machen: keiner diskutiert allein, keiner hört allein Vorträge. In der Zeit der Muße ist man folglich stets Mitglied einer Gemeinschaft. Damit verbunden ist auch der zweite Aspekt: man privatisiert in Zeiten der Muße nicht vor sich hin, sondern setzt sich mit Dingen auseinander oder bildet sich weiter. Anders gesagt: In der Muße entwickelt man seine geistigen Talente und Fähigkeiten.

Der schon zitierte Bernd Guggenberger hat sich dafür ausgesprochen, dass sich unsere Kultur von einer Arbeitsgesellschaft zu einer Mußgesellschaft hin entwickeln sollte. Im antiken Sinne des Wortes wäre eine Mußgesellschaft dabei keine Gesellschaft, in der die Leute einfach nur mehr Freizeit haben, sondern sinnvollen Tätigkeiten nachgehen können, für die sie keinen Lohn bekommen. Dies wäre das Modell einer Gesellschaft, in der die Menschen arbeiten - im Sinn des Werkes, der Leistung -, allerdings aber nicht, weil sie damit Geld verdienen müssen. Guggenberger bringt in die Diskussion noch einen weiteren wichtigen Aspekt ein, nämlich den der Langeweile. Dabei unterscheidet er zwischen zwei Formen: einer Langeweile aus Überforderung und einer Langeweile aus Unterforderung. Dass wir uns langweilen, wenn wir unterfordert sind, brauche ich nicht eigens zu erläutern. Interessant aber ist eine Langeweile aus Überforderung; eine ihrer Formen besteht darin, mit einer unübersehbar großen Menge an freier Zeit (nicht verstanden als Zeit der Muße sondern als Freizeit) umgehen zu müssen. Gerade ohne Arbeit gibt es im Leben des einzelnen eine übergroße Fülle an Möglichkeiten, den Tag zu verbringen; dies hat allerdings keine positive Qualität mehr und führt zu einer inneren Verödung, einer Abstumpfung gegenüber allem und jedem, kurz: einer Langeweile aus Überforderung.

Mir scheinen diese Hinweise insofern bedeutsam, als sie zeigen, dass wir Menschen offenbar der Strukturierung unseres Lebens bedürfen. Zu arbeiten bedeutet, eine in dem Sinn objektive Aufgabe zu haben, als andere Menschen ein Interesse daran haben, dass wir die Aufgabe erfüllen. Gleichzeitig sind wir unsererseits eine Verpflichtung eingegangen, dieser Aufgabe nachzukommen; beides zusammen gliedert die Zeit und gibt einem Menschen inneren Halt. Beispielsweise ist die Arbeitstherapie eine Therapieform, die strukturschwachen Menschen helfen soll, durch eine Planung des Tages dem Leben selbst wieder eine Ordnung zu geben. Damit bietet diese Therapieform einen Schutz vor realitätsfernen Phantasien und Zwängen. Man könnte sagen: zu arbeiten erdet unser Leben und führt uns in Kontakt mit der Realität. In diesem Zusammenhang ist es interessant zu erwähnen, dass die Mönche, die sich im 4. Jahrhundert n. Chr. in die Einsamkeit der ägyptischen Wüste aufgemacht haben, dennoch einer Tätigkeit nachgegangen sind: sie haben Körbe geflochten, aber nicht, um ihren Lebensunterhalt zu finanzieren, sondern um die Seele vor dem Herumschweifen zu bewahren. So betrachtet könnte man vielleicht sagen, dass es ein objektives Bedürfnis des Menschen nach Arbeit gibt.

5.4.4 Arbeit und Selbstverwirklichung

Arbeit in diesem positiven Sinne bedeutet dann, ein Werk oder eine Aufgabe zu verrichten, von deren objektiver Attraktivität man selbst und die Gruppe, in der man lebt, überzeugt ist. Diese Art der Arbeit geschieht so gut wie nie allein, meistens sind andere

Menschen mit involviert. Vor dieser Auffassung wäre dann beispielsweise auch ehrenamtliches Engagement in der Hochschule als Arbeit zu bezeichnen: Sie treffen sich gemeinsam mit anderen Studierenden, sie haben gemeinsam bestimmte Ziele, Sie müssen sich aufeinander verlassen, Sie gehen Verpflichtungen ein usw. Diese Form der Arbeit gibt den Menschen dann auch die soziale Bestätigung und die Anerkennung, die viele Menschen brauchen. So erklärt sich auch die Tatsache, dass die Arbeitslosigkeit von vielen Menschen als ein existentielles Problem gesehen wird, - über finanzielle Probleme hinaus: man fällt damit aus sozialen Netzwerken leicht heraus. Mit Kumpels, Kollegen oder Mitarbeitern verlebt man zwar einen ganz außerordentlich großen Teil der Lebenszeit gemeinsam mit Menschen, die man sich nicht ausgesucht hat, aber die Arbeit ist wie ein großes gemeinsames Projekt zu verstehen, an dem man selbst teilnimmt. Gesellschaftlich ist diese Arbeit zudem anerkannt (dennoch dabei bemerkenswert: keiner fragt ernsthaft einen Arbeiter im VW-Werk, ob es tatsächlich in unserer Welt so sinnvoll ist, noch mehr Autos herzustellen). Ich vermute, dass es auch diese Dinge sind, die die Arbeitslosigkeit so schwer machen. Besonders Männer haben außerhalb ihrer Kleinfamilie - wenn es sie überhaupt gibt – jenseits der Arbeitsstelle oft keine anderen Netze von Beziehungen, die die soziale Bedeutung der Arbeit relativieren würden.

Anders formuliert: In der Arbeit, sofern sie nicht nur verstanden wird als Lohnarbeit, geht es um eine Form der Selbstverwirklichung. Damit meine ich hier nicht, dass es so etwas wie ein Selbst gibt, das sich verwirklicht, sondern vielmehr, dass man etwas von dem verwirklicht und in die Wirklichkeit umsetzt, was man selbst an Talenten, Fähigkeiten und Wertvorstellungen mitbringt. Wenn Sie sich noch einmal an den Aspekt der Tätigkeit für das gelungene Leben erinnern: Wir haben betont, dass das gelungene Leben wesentlich durch ein Tätigsein gekennzeichnet ist. Zu unterscheiden war danach zweierlei: Einmal eine Form der Tätigkeit, die darin besteht, dass man eine innere Einstellung zu dem Leben hat, das man selbst lebt, zum anderen aber auch die Tätigkeit, die das gelebte Leben inhaltlich ausmacht. Und diese letztere Tätigkeit besteht eben - zumindest für den erwachsenen Menschen - ganz wesentlich aus dem Inhalt des Arbeitens.

Verfolgen wir einen neuen Arbeitsbegriff, der über die reine Lohnarbeit hinausgeht, also weiter. Es ist ein nur ein erster, aber doch entscheidender Schritt zu erkennen, dass in dieser Überbewertung der Lohnarbeit etwas einseitig verzerrt wird. Vielleicht liegt ein neuzeitlicher Ursprung dieser Schiefelage auch an der Bedeutung, die Karl Marx der Arbeit gegeben hat.

Marx war der Auffassung, dass der Mensch erst durch Arbeit wirklich Mensch wird. Dabei hat er jedoch nicht an die entfremdete Arbeit in den Fabriken der Industrialisierung gedacht, im Gegenteil: seine Kritik an dieser Form von Arbeit beruht auf der Überzeugung, dass

die Arbeit eigentlich etwas ganz anderes sein sollte. Sie soll das sein, wodurch der Mensch sich selbst ausdrückt, sich selbst objektiviert und so überhaupt erst Mensch wird.

Die Pointe der heutigen Arbeitssituation scheint mir zu sein, dass dabei zwei Auffassungen zusammen genommen werden: Erstens wird der Begriff der Arbeit auf den der Lohnarbeit reduziert, und zweitens wird - analog zu Marx - zugleich angenommen, dass der Mensch nur dann Mensch werden kann, wenn er eben diese sehr spezielle Form von Arbeit hat. Und diese verschmolzenen Auffassung haben sich - sicherlich im Interesse der Arbeitgeber, die selbst natürlich auch wieder Gefangene ihres Systems sind - so internalisiert, dass wir in unserer Gesellschaft ein Sanktionssystem aufgebaut haben, das denjenigen belohnt, der auch der stupidesten Arbeit nachgeht, und denjenigen bestraft, der keine Lohnarbeit hat oder „nur“ das bisschen Haushalt führt. Diese Sanktionierung greift so tief, dass sie für das Selbstwertgefühl der Menschen, die ohne Lohnarbeit sind, zum ernsthaften Problem wird.

Was an diesem Phänomen aber interessant ist, ist die Tatsache, dass etwas, was faktisch bei sehr vielen Menschen zum Begriff des guten Lebens gehört, bei genauerer Betrachtung nicht zum Begriff des guten Lebens zählen sollte. Denn dazu beitragen sollte lediglich die Arbeit im weiten Sinn des Wortes: Tätigkeiten ausüben, die auch mühsam sein können, für die man aber wesentlich selbst - durchaus gemeinsam mit anderen - verantwortlich ist und die einer Gemeinschaft dienen.

5.4.5 Nur eine Utopie?

Dass dieser Begriff der Arbeit nicht einfach nur utopisch ist, sondern sich sogar die Lohnarbeit in unserem System des flexiblen Kapitalismus in Deutschland mit wichtigen Elementen des weiten Begriffs der Arbeit als Werk, Aufgabe und Leistung verbinden lässt, möchte ich an einem konkreten Modell zeigen: Es gibt eine außerordentlich erfolgreiche Drogeriemarktkette in Süddeutschland, den dm-Markt. Die Kette gehört Götz Werner, der neben seiner Aufgabe als Unternehmer zudem Professor ist an der Technischen Hochschule in Karlsruhe, genauer am inter-fakultativem Institut für Entrepreneurship (Unternehmertum). Götz Werner unterhält unter den konkreten wirtschaftlichen Bedingungen mit großem Erfolg seine Ladenkette im Bereich des Billigsektors - traditionell eher ein Sektor, in dem die Arbeitnehmer wenig bis überhaupt keine Möglichkeiten haben, sich zu entfalten und einer Arbeit im Sinne von Werk, Aufgabe und Leistung nachzugehen. Götz Werner hat 20.000 Mitarbeiter und Umsatz von etwas mehr als 2,6 Milliarden Euro. Was nun anders und bezeichnend ist: Werner ist bekennender Anthroposoph, und für ihn ist u. a. die Kreativität des Menschen ein wesentliches Merkmal. Nichts, was der Mensch tut, sollte seiner Kreativität widersprechen. Die Frage die sich nun stellt: Wie kann man für die Arbeitnehmer in einer Drogerie ein Feld eröffnen, in dem sie

sich selbst nicht nur als Lohnarbeiter empfinden, sondern sich als Menschen erleben, die zu einem Werk beitragen und sich dabei persönlich kreativ entfalten können?

Für die Antwort können verschiedene Aspekte betrachtet werden: Zunächst der der Gemeinschaft. Die Mitarbeiter jeder Filiale bilden ein eigenständiges Team. Diese Unabhängigkeit geht so weit, dass die Mitarbeiter ihre eigenen Dienstpläne machen, unter Umständen den Vorgesetzten wählen und in Einzelfällen sogar die Höhe der Gehälter miteinander ausmachen. Ein zweiter Aspekt ist die Eigeninitiative. Die Mitarbeiter werden zu größtmöglicher Selbständigkeit angehalten. So können die Mitarbeiter das Sortiment der Filialen selbst bestimmen. Sie sind verantwortlich dafür, was man in ihren Läden kaufen kann. Damit können sie das Warenangebot den Bedürfnissen der Umgebung ihrer Filiale anpassen. Drittens: In der Ausbildung selbst wird Kreativität ausdrücklich gefördert. Die Lehrlinge machen u. a. in ihrer 2-jährigen Ausbildung zweimal ein Theaterpraktikum, durch das sie Team- und Kommunikationsfähigkeit, den Umgang mit Konflikten, zwischenmenschliches Einfühlungsvermögen sowie zielgerichtetes, situationsangemessenes und flexibles Handeln einüben sollen. Das Ergebnis der Konzeption der dm-Märkte ist eine weit überdurchschnittliche Zufriedenheit der Mitarbeiter und Kunden bei gleichzeitigen hohen, zweistelligen Steigerungsraten.

Das Beispiel der dm-Märkte zeigt eindrücklich, dass eine Arbeit im Discounter-Markt nicht bedeuten muss, dass das einzig Sinnvolle daran der Lohnerwerb ist.

Und noch etwas anderes wird deutlich: Das, was die Arbeit wertvoll macht, ist nicht nur das Produkt, das hergestellt wird, sondern auch und vor allem die Tatsache, dass Menschen zusammenkommen, miteinander einen Großteil der Lebenszeit verbringen und gemeinsam ein Ziel verfolgen. Hier wiederhole ich nochmals, was vermutlich ein zentrales Problem beim Thema Arbeitslosigkeit darstellt: der Verlust sozialer Bindungen und Kontakte. Da in Lohnarbeit zu stehen gesellschaftlich anerkannter ist, als sich ehrenamtlich zu engagieren, gibt es für viele arbeitslose Menschen wenig Anreize, neue soziale Wege zu gehen und andere Projekte zu verfolgen. Hier ist philosophische Aufklärung notwendig.

Ich möchte die Überlegungen zur Arbeit nicht schließen ohne die Frage gestellt zu haben, wie sich denn der umfassendere Begriff von Arbeit finanzieren lässt bzw. wie das Leben ohne Lohnarbeit ökonomisch möglich wäre. Denn: Dass Menschen einer Lohnarbeit nachgehen, erklärt sich zunächst dadurch, dass sie ihren Lebensunterhalt bestreiten müssen. Gibt es dazu dann überhaupt eine Alternative? Zur Erinnerung: Im bereits erwähnten Modell „Athen“ arbeiten die Menschen nicht mehr für Lohn – aber im antiken Griechenland lebten sie deshalb gut, weil sie vermögende Aristokraten waren. Wie lebt es sich also heute mit dieser Idee? Wenn es stimmen sollte, dass die Zukunft der Arbeit darin besteht, dass immer weniger Menschen

immer weniger Zeit darauf verwenden müssen, die Dinge, die für den Lebensunterhalt notwendig sind, zu produzieren und damit ganz neue zeitliche Spielräume frei werden um sein Leben inhaltlich zu gestalten: wer garantiert dann das Einkommen, das für das eigene Leben nicht nur notwendig, sondern auch wünschenswert ist?

Ich bin kein Ökonom, aber möchte Ihnen doch das Modell des bedingungslosen Grundeinkommens skizzieren, das u. a. auch von Götz Werner propagiert wird. Dass das bedingungslose Grundeinkommen nicht nur eine politisch linke Marotte ist, zeigt sich daran, dass es auch von Mitgliedern innerhalb der CDU vertreten wird, so z.B. vom ehemaligen Ministerpräsidenten von Thüringen, Dieter Althaus. Althaus hat 2006 einen Artikel zum Thema „Für ein Solidarisches Bürgergeld“ geschrieben, auf diesen beziehe ich mich (abgedruckt in ‚Stimmen der Zeit‘). Bürgergeld ist dabei ein anderer Ausdruck für ‚bedingungsloses Grundeinkommen‘. Das bedingungslose Grundeinkommen bedeutet einen Systemwechsel im Steuer- und Sozialsystem innerhalb der so genannten sozialen Marktwirtschaft. Es bezeichnet ein durch die Steuer finanziertes Grundeinkommen für alle. Jeder Mensch hat, so die Prämisse, ein Recht auf dieses Grundeinkommen - ganz unabhängig davon, ob er eine Erwerbsarbeit hat oder nicht. Althaus schlägt vor, dass ein Bürger nach seinem 18. Lebensjahr einen Anspruch hat auf monatlich 800.-€ - darin enthalten ist eine Gesundheits- und Pflegeprämie von maximal 200.-€, so dass 600.-€ zum Leben verbleiben. Jede zusätzlich eingenommene Euro, sei er aus Erwerbsarbeit, selbstständiger Tätigkeit, Mieterlösen, Zinseinkünften usw., wird pauschal zu 50% versteuert. Diese Steuer wird vom Grundeinkommen abgezogen und die Differenz ausbezahlt. (Ein Beispiel: Ein 300-Euro-Job im Monat, 150 Euro Einkommenssteuer werden vom Bürgergeld in Höhe von 800 € abgezogen, zu demselbst verdienten 300 Euro bezahlt das Finanzamt 650 Euro aus, von den 950 Euro müssen 200 Euro als Gesundheitsprämie an eine Krankenkasse abgeführt werden, 750 Euro bleiben übrig.) Wer mit einem halbierten Bürgergeld in Höhe von 400 Euro einverstanden ist, muss sein Einkommen nur zu 25% versteuern. (Beispiel: 10.000-Euro-Job im Monat, minus 2.500 Euro Einkommenssteuerpflicht, die sich durch das Bürgergeld von 400 Euro auf 2.100 Euro reduziert, das tatsächliche Nettoeinkommen schmälert sich noch um die 200 Euro Gesundheitsprämie, 7.700 Euro bleiben übrig.)

Durch das solidarische Bürgergeld entfallen BAföG, Kindergeld, Elterngeld, Freibeträge und über 100 Sozialleistungen. Nach dem Modell von Thüringens ehemaligen Ministerpräsident entstünden dem Staat jährlich Kosten in Höhe von 583 Milliarden Euro. Das heutige Sozialsystem kostet den Staat dagegen 735 Milliarden Euro pro Jahr. Damit wäre ein bedingungsloses Grundeinkommen nach Althaus günstiger als das momentane System. Eine Studie der Konrad-Adenauer-Stiftung hat diese Zahlen bestätigt, und die Grundsatzkommission der CDU hat sich am 23. Oktober 2006 positiv zu diesem Konzept positioniert. Ich bin fachlich

nicht in der Lage, Ihnen die Details des Grundeinkommens zu schildern, geschweige denn einzuschätzen, wie gut die Argumente sind, die auf steuerrechtlichen oder finanztechnischen Überlegungen beruhen. Aber: philosophisch relevant ist das Menschenbild, das die Befürworter und die Gegner jeweils vertreten. Denn: Die Gegner sehen den Menschen als ein Wesen, das im Grunde untätig sein möchte. Anders gesagt: Wer für sein Geld nicht arbeiten muss, bleibt faul und wird nicht den geringsten Anreiz verspüren, eine Arbeit aufzunehmen. Aber dies ist nur eine mögliche Sicht.

Was ich Ihnen in diesem Kapitel meiner Vorlesung skizziert habe, kann man als ein Argument für das bedingungslose Grundeinkommen verstehen: Das gelungene Leben des Menschen besteht im Tätigsein, in der Entfaltung seiner Talente und Fähigkeiten, in der Realisierung seiner Werte und Ideen. Deswegen hat der Mensch von sich aus ein Interesse daran, einer Arbeit nachzukommen. Diese Arbeit ist erst einmal keine Lohnarbeit, sondern eher eine kreative Betätigung. Man arbeitet nicht primär, um das eigene Einkommen zu sichern, sondern für die Selbstverwirklichung, die Anerkennung von anderen Menschen oder um Kontakte zu schließen und gemeinsam an einem Werk zu arbeiten. Gewiss: Unternehmen stünden vor der Notwendigkeit, die Arbeitsbedingungen so umzugestalten, dass die Arbeit attraktiv wird. Jobs, die ohnehin keiner machen möchte - z.B. die Arbeit bei der Müllabfuhr - müssten dann extrem bezahlt werden. In jedem Fall würde sich gesellschaftlich ein Wandel vollziehen: Berufe, die bisher nicht angesehen waren - wie z.B. bei der Müllabfuhr zu arbeiten - würden nun auf einmal mehr respektiert, weil der Beitrag, den diese Menschen für unsere Gesellschaft leisten, viel stärker anerkannt werden würde. Althaus meint plastisch: „Die Nachbarin, die sich voll ehrenamtlich engagiert, muss nicht rechtfertigen, warum sie nicht dem Arbeitsmarkt zur Verfügung steht und erhält trotzdem ein bedingungsloses, existenzsicherndes Grundeinkommen. [...] Das Solidarische Bürgergeld ist ein Trampolin zum Mitmachen, kein bequemes Sofa zum Faulenzen“ (728).

Ich habe Ihnen die Überlegungen zum bedingungslosen Grundeinkommen nicht deswegen vorgestellt, weil ich Werbung für die CDU machen möchte, sondern weil dieses Konzept zeigt, dass die philosophischen Überlegungen zur Lohnarbeit und zur Arbeit als Werk des Menschen nicht im utopischen luftleeren philosophischem Raum entwickelt worden sind, sondern es tatsächlich auch ökonomisch möglich ist, die Steuer- und Sozialgesetzgebung so zu verändern, dass die Bedeutung des kreativen Engagements für eine Sache, von deren objektiver Attraktivität man überzeugt ist, aufgewertet und das Ansehen von Lohnarbeit wieder relativiert wird.

Damit möchte ich die Überlegungen zum Thema Arbeit abschließen und einen wichtigen Abschnitt der Vorlesung beenden. Wir haben zunächst nach dem gelungenen Leben gefragt und

sodann näher untersucht, worin inhaltlich das gelungene Leben besteht. Die Antwort darauf war, erstens, in erfüllenden menschlichen Beziehungen eingebettet zu sein und zweitens einer Arbeit nachzugehen, die man nicht nur als Lohnarbeit versteht.